



„Trommler, schlag' an . . .“¹⁾

Aus der neueren deutschen Kriegslyrik.

Von

Dr. Carl Basse, Berlin.

Als nach der unerträglichen Nervenmarter der Ungewißheit das deutsche Volk endlich erfuhr, daß es für Heimat und Herd in diesem Schicksalsommer würde reiten und streiten müssen, da machte sich alles, was es durchdrang und beseele, im Gefange frei. Die alten Lieder brausten Tag und Nacht. Sie brausten um die Menge, die — in einer Glut brennend — durch die Straßen zog; sie brausten aus den endlosen Zügen, die unsre Soldaten der Grenze zuführten; sie tönten in Traum und Schlaf hinein. Und welch eine erlösende Kraft im Liede liegt, das wird mancher grade in den Sturmzeiten, in denen wir stehen, empfunden haben. Es drückt aus, was der einzelne selber garnicht oder nur stammelnd sagen könnte; es vereinigt die Volksgenossen unter dem gleichen Zeichen; es reißt das Individuum aus der Einsamkeit heraus und stellt es in die Gemeinschaft aller seiner Brüder. In den „Liedern aus Frankreich“ sagt Wilhelm Jensen:

„ . . . es ist ein alter Drang,
Der in Germaniens Selte lecht,
Daß es mit eines Liedes Klang
Die Freude grüßt und mit Gesang
Auch seine Toten es begüßt,
Vor allem aber löst vertraut
Ihm Schlachtgesang zum Waffenklang:

Das Lied der deutschen Eisenbraut,
Sald' klingt es zwei Jahrtausend lang,
Seit rot die Anemone es
Umsäumten auf des Nordens Halde,
Und Varus' Legionen es
Versommen im Etruskernwalde.“

Das deutsche Kriegslied hat die Nation in all ihre weltgeschichtlichen Kämpfe begleitet; es hat gleich Trommeln und Pfeifen die Stürmenden besflügelt, die Daheimbleibenden gestärkt; es hat die Erhebung von 1813 mit geschaffen und slog auch 1870/71 den deutschen Heeresmassen nach Paris voraus. Jeder Deutsche kennt diese modernen Sturmvögel, und wenn ihre Schwingen durch die Lüfte wehen, scheinen unsichtbare Fahnen zu rauschen, alte Siegestränze im Winde zu flattern.

Besonders mächtig brausten die myrtäischen Gesänge in den Befreiungskriegen auf. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, „Was ist des Deutschen

¹⁾ „Aus dem Posener Lande“, Verlag Oskar Gatzig, Lissa i. P. Vierteljährlich Mt. 2. -

Vaterland?“, „Was blasen die Trompeten?“, „Wo kommst Du her in dem roten Kleid?“, „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?“, „Du Schwert an meiner Linken“ und ungezählte andere sangen sich in einer großen Entscheidungsstunde fest ins Herz des Volkes hinein und bildeten seitdem unsern deutschen Besitz. „Die Wacht am Rhein“ und andere kamen später dazu, und während die Schar der Dichter die blutigen Schlachten von 1870 mit klirrenden Strophen begleitete, gewann sich der Volkshumor das drastische Kutschelied. Über alles Einzelne fort aber hat sich neben der „Wacht am Rhein“ die Hymne der Deutschen von Hoffmann von Fallersleben erhoben: „Deutschland, Deutschland über Alles“ — und die Verteidiger von Helgoland werden, wenn es bitter um den Felsen hergeht, daran denken, daß dieses Vaterlandslied gerade hier, an einem Augusttag vor 73 Jahren, entstanden ist.

Nun blühen auf neuen Schlachtfeldern wieder die blutigen Ehrenrosen, nun klingen und klirren über alle Gauen wiederum Kampfesänge, und der Schatz der eisernen Lieder Deutschlands wird sich gewaltig vermehren. Aber auch in der langen Friedenszeit haben deutsche Dichter auf der Kriegsharpe gespielt und ihre Saiten voll zum Tönen gebracht. Der Beste und Größte von allen, Decker von Eilienkron, hat als junger Offizier 1866 und 1870 mit ungezügelter Tapferkeit gekämpft, er ist jauchzend und vor Kampfbegier zitternd in die Schlacht gestürzt, er hat in zwei Kriegen die größten Eindrücke seines Lebens erfahren — und dann, später, im Alltag fröstelnd zog seine Sehnsucht ihn immer wieder aufs Schlachtfeld zurück und beschwor in hundert farbigen Erinnerungsbildern sein verflorrenes Kriegs- und Soldatenleben. Was er seiner Nation damit gegeben hat, das ist wohl überhaupt das Schönste, was wir an darstellender Schlachtpoesie besitzen. Und gerade jetzt, wo es wieder „hart auf hart“ geht, wollen wir uns an der herrlichen Mannhaftigkeit, dem Heldengeist, dem Sturmatem Eilienkron'scher Lyrik stärken. In seinen „Nachklängen“ singt er:

„Blowellen ist es mir, als ob ich höre
Krieg, Trommelwirbel und den Ruf der Hörner,
Und siegestranken bricht aus tausend Kehlen,
Es klingt zu mir aus ungemessenen Fernen,
Ein tausend Hurra jauchzend zu den Sternen!“

Über der Nachklang erhebt sich bald zum Volkklang, die Erinnerung wirkt bald als lebendige Gegenwart. Ganz Deutschland marschirt in den Strophen dieses Dichters unter flatternden Fahnen, und er selber mitten darin:

„Mit Trommeln und Pfeifen bin ich oft marschirt,
Neben Trommeln und Pfeifen hab' ich oft präsentirt,
Vor Trommeln und Pfeifen bin ich oft avanciert
In den Feind, hurra!“

— — — — —
Und Trommeln und Pfeifen, das war mein Klang;
Und Trommeln und Pfeifen, Soldatengesang,
Ihr Trommeln und Pfeifen, mein Leben lang
Hoch Kaiser und Heer!“

Welch ein klrrender Rhythmus darin! Und welche feste, wuchtige Schlagfreudigkeit in der „kleinen Ballade“:

„Doch weht mein Busch, hell lirt mein Schild
Im Wolkenbruch der Feindesflingen.
Die malen kein Madonnenbild
Und tönen nicht wie Harfenflingen.“

Und in den Staub der letzte Schelm.	Ihr wollest hören meinen Herd?
Der mich vom Sattel wollte stoßen!	Ich zeigte euch die Mannessehne.
Ich schlug ihm Feuer aus dem Helm!	Und lachend trocken ich mein Schwert
Und sah ihn tot zusammenbrechen.	An meines Hengstes schwarzer Mähne.“

Der Reitergeist, der hier lebt, kommt nicht minder stark in anderen Stücken zum Ausdruck. Es war Villencrons glühendster Wunsch, Kavallerieoffizier zu werden. Er war zu arm dazu, aber wo er irgend konnte, ritt er im Feldzug Uttaden mit. Uttadenhaft drängen auch seine Schlachtgedichte vorwärts:

„Oh mir aus der Scheide schick
Blig und blaut der Degen.
Ließ noch einmal Mann und Reh
Kurzer Raß ich pflegen.“

In dieser Ruhepause zieht noch einmal sein ganzes früheres Leben an ihm vorbei. Erinnerung will ihn überfallen:

„Doch Dragoener glänzen hell Dort an jenem Hügel. An die Pferde! Fertigt! Schnell Klebt der Sporn am Hügel. Jügel fest, Fanfarenruf, Donnernd schwappt der Kofen: Bald sind wir mit flüchtigem Huf An den Feind geklaffen. Anprall, Fluch und Stoh und Hieb, Kann den Arm nicht sparen. Wo mir Helm und Handschuh blieh, Hab ich nicht erföhren.	Sattelleere, Sturz und Staub, Klingentrey und Echarten. Eranken schwenkt die Faust den Raub Flamender Standarten. Lächelnd gleicht des Feindes Blut Tollgehetzen Hammeln. Freudig ruft in Wald und Schlucht Mein Signal zum Sammeln. Schweiß und Blut an Stirn und Schwert, Lah es tropfen, tropfen. Dankebar muh ich meinem Pferd Hals und Mähne klopfen“ . . .
---	---

Der scharfe Gang, sagt der Dichter am Schlusse hätte seinem steuerlos treibenden Leben „Wink und Ziel“ gegeben. Und von neuem setzt er in einer „Uttacke“ vorwärts:

„Plag da, und Rietzen aus dem Busch! Mit Harra drauf in Fluch und Huch. Und vorgebeugten Leibes rufen, In einem Strich die Pferdemaufen, Wir zwei weit vora den Hufaren, So sind wir in den Feind gefahren. Die roten Jungen hinterher In todesbringender Karrier.	Dah wild die Espen der Schabracken Den Grashalm fegen wie der Wind. Und Hussa, hey, die bannen Jaden, Sind wir am Waldesrand geschwind Gefnatter, dann ein tolles Laufen, Wir kossnen kaum mit ihnen raufen, So rissen die Gascoyner aus Vor unserm Edelshningelhaus.“
---	---

Ein „gelber Lämmel“ schießt dem Dichter die Helmspitze ab, doch „Hieb zur Erde tief“ sah ihm im Schädel eine forsche Prim. Nachher sammelt der Leutnant den Zug:

Und als er durch die Adeln frage,
 Ob Keiner wegzöge, Keiner fehle,
 Da schnürt es ihm die junge Kehle.
 Denn der Trompeterschimmel bäumte
 Den Sattel frei, und schob und schäumte.
 Wir fanden seinen Reiter bald
 In Brombeersträuchern, rot, im Wald.

Ein blaues Fleckchen zeige nur
 Den Schuh ins Herz, der Kugel Spur.
 Sei meinem Freund zum erstenmal
 Sah ich das Singlas niederschöpfen,
 Und Tränen steien ohne Zahl
 Dem Toten auf die bleichen Lippen."

Den Heldentod auf dem Schlachtfelde, den schönsten Tod in der Welt, hat Villencron oft gepriesen. Er hat in schweren Lebensstunden mit dem Schicksal gehadert, daß ihn selber keine Kugel dahingerafft hat.

„In meiner Waffenkammer
 Hängt harmlos die Streitart,
 Aber täglich prüf ich die Schneide,
 Daß sie nicht rostet,
 Daß sie nicht verfaßt.

Kußt mich die Stunde,
 Die Stunde, die mehr als jede andre
 Den herrlichsten Tod verankern kann,
 Den Tod für dich,
 Mein Vaterland!"

Und schmerzlich-schöne Bilder solchen Todes beschwört er:

„Im Weizenfeld, in Korn und Mehl,
 Liegt ein Soldat, unaufgefunden,
 Zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
 Mit schweren Wunden, unverbunden,
 Durstüberquält und fieberwilt,
 Im Todeskampf den Kopf erhoben.

Ein letzter Traum, ein letztes Bild,
 Sein brechend Auge schlägt nach oben,
 Die Sense sirt im Ahrenfeld,
 Er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden,
 Ade, ade, du Heimatwelt —
 Und beugt das Haupt, und ist verschieden."

Oder in „Erinnerung" entwirft er mit meisterhafter Knappheit, fast nur Stichworte gebend, eine typische Schlachtszene aus Sieg und Not und Tod:

„Wilde Rosen überhängen
 Liefer Wunden rotes Blut,
 Windstovwehe Klänge tragen
 Siegesmarsch und Siegesflut,
 Nacht, Entsetzen überfüllt
 Dorf und Dach in Lärm und Blut.

„Wasser!" Und die Hand zerrwühlt
 Gras und Staud in Durstessut,
 Morgen, Gräbergraben, Gräfte,
 Manoh ein letzter Atemzug,
 Weidher, wüsternd, durch die Lüfte
 Braußt und graußt ein Geierflüg."

Villencron selber hatte in der Schlacht bei Skalit, von einem österreichischen Jägeroffizier mit dem Revolver niedergeschossen, in seinem Blute gelegen, und als er aus tiefer Ohnmacht erwachte, waren ein zerrissenes Hemd und ein aufgetrenntes Hosensbein seine einzige Bekleidung. Man hatte ihn offenbar für tot gehalten. Trotz seiner Verwundung verlangte er stürmisch von neuem in die Schlacht, setzte sich die Feldmütze eines gefallenem Füsiliers auf, vervollständigte notdürftig seinen Anzug und zog in Ermangelung von Besserem seidene Damensballschuhe an, die er zufällig in einem Häuschen fand. So führte er hoch zu Ross als Sekonde-Leutnant seine Kompagnie bis nach Königsgrätz noch durch zwei Gefechte. Wenn er uns später in seinen Versen aufs Schlachtfeld reißt, wirkt alles, was er schildert, deshalb mit der Macht des Selbsterlebten.

„ Glitzernd von den Höhen,
 Den ganzen Tag mit Eck und Post,
 Brach nieder aus Verban, Verhad
 Zum höchsten Sturm ein weiches Meer,
 Des Feindes wundervolles Heer.

Ich stügte, wie aus Erz gegengt,
 Mich auf den Sidel, vergebeugt,
 Mit weiden Augen, offenem Mund,
 Als starrt ich in den Hölleuschlund,
 Nun find sie da! „Schnellfeuer!" „Stecht!"

Wie hoch im Rausch die Fahne weht!
 Und Mann an Mann, hinauf, hinab,
 Und mancher stürzt in Graus und Grab.
 Zu Boden stürzt ich, einer nicht
 Und zerrt mich, ich erraff mich nicht.
 Und um mich, vor mir, unter mir
 Ein fürchterlich Ringen, Groll und Gier.
 Und über unserm wüsten Knall
 Säumt sich ein schengenordner Saal;
 Ich seh der Verderbte Blüß.

Blutstetsgetrockneten Sporentig,
 Den Gurt, den angefeigten Kat,
 Der ausgeblähten Hüßern Ket.
 Und zwischen uns mit Klang und Kling
 Plagt der Granate Eisenring:
 Ein Drache brüllt, die Erde kirzt,
 Einställt der Weltenhimmelsstift.
 Es löst, es höhnt, und Schutt und Staub
 Umhüllen Tod und Vorbeerlaub.“

Zu dem Gewaltigsten aber, was Eilencron an Kriegslyrik geschrieben hat, gehört jene Szene aus einer Januarschlacht, die vor nun dreißig Jahren sein erstes Versbuch abschloß. „Es lebe der Kaiser!“ steht darüber, und der Anfang erzählt, wie der junge Offizier auf Adjutantentrüben unter dem Heulen der Granaten über das Schlachtfeld fliegt. Da erkennt er einen Johanniter „am roten Kreuz auf seiner weißen Binde“, der hoch den Hut schwenkt und ins Krachen der Geschütze, heiser schon hineintrifft, daß tags vorher der König von Preußen zum Deutschen Kaiser geworden ist. Und da:

„Zum Ehrengrabe donnern die Batterien
 Den Kaisergruß, wie niemals er gedroht
 Zweihundertfünfzig heiße Munde schrien
 Den Graß hinaus mit aller Atemkraft
 Schon spielt aus gelbheräunter Wolkennacht
 Zum ersten Mal die weiße Wimperflamme,
 Und Schwefelharde leuchtete die Schlacht
 Bis auf die fernst marschierende Kolonne —
 Daß hoch mein jung Soldatenherze schlug in Wonne
 Let lag vor mir ein Garde mobile du Nord,
 Es scharrt mein Fußs und blies ihm in die Haare.
 Da Klang ein Ton herüber an mein Ohr,
 Den Höllenlärm durchstieß der Ton, der klare.
 Rächtern, nicht wie die schmetternde Fanfare.

Klang her das Horn von jenen Masketieren.
 Daß dir, mein Vaterland, es Gott bewahre,
 Das Infanterie-Signal zum Vanzieren!
 Dann bist du sicher vor Franzosen und Bakstiren.
 Zum Sturm, zum Sturm! Die Hörner schreie! Drauf!
 Es sprang mein Degen jäsend aus dem Gatter.
 Und rechts und links, wo nur ein Flintenlauf.
 Ich riß ihn mir ins feindliche Gefnatter.
 Verman! Verman! Durch Blut, Gewehrgeknatter,
 Durch Schutt und Qualm! Schon stiehe die Angels
 [Sprizen.

Der Wolf brach ein und matter wird und matter
 Der Widerhand, wo seine Zähne bligen,
 Und Siegesband umflattern unsre Fahnenstippen!

In der ganzen Kriegslyrik, die 1870 entstand, ist nichts, was sich an stürmischer, alles niederwerfender Wucht etwa mit der letzten Strophe vergleichen könnte. Zur Erklärung sei hinzugefügt, daß „Verman“, auch „Vermen“ gleich „lärmen“ ist, vom italienischen all' arme (französisch alarme). Schon die ältesten deutschen Landsknechtslieder kennen es: „Verman, Verman! hört man die Trummen (Trommeln) sprechen!“ — Nach dem Kriege das „Siegesfest“:

„Flatternde Fahnen	Schweigende Gräber,	Heißes Umarmen
Und frohes Gedränge.	Berdung und Grauen.	Nach schmerzlichem Sehnen.
Fliegende Kränze	Wellende Kränze	Brechende Herzen.
Und Siegesgesänge.	Verlassene Frauen.	Erstorbene Kränen

Noch viel des herrlichen wäre aus Eilencrons Kriegslyrik — der späten, aber auch reifsten dichterischen Frucht des großen Jahres 1870 — zu zitieren. Sie vor allem ist es, die dem kraftvollen Poeten seine historische Stellung verschafft. Aber es mag genug sein. Nur bei einem einzigen, prophetisch in die Zukunft schauenden Gedichte, dem „Cincinnatus“, müssen wir noch einen Augen-

blick verweisen. Denn zwei Zeilen daraus sind in diesen schweren und herrlichen Tagen, die wir durchleben, immer wieder angeführt worden.

Der Sincinnatus beginnt mit dem stolzen Bekenntnis:

„Frei will ich sein,
Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug,
Und ein fröhliches Herz, und das ist genug!“

Die Würden und Ämter des Staates locken den Freien nicht; er lacht Land und Titel aus; er schlägt das Hoftor dröhnend vor dem Gesandten zu.

„Doch ruft mich der Kaiser in Not und Gefahr
Ich entkürze dem Haus mit gestäubtem Haar,
Bin um ihn, wenn er von Feinden umdrängt,
Bis wieder die Streitzeit am Nagel hängt.

Muß das Vaterland drangoß die Sturm-
[Klagen hören,

So heide! die Klänge der Schilde entrisse!
Und droht es von Osten und drückt es
[von Weh,

Wir schlachten den Bären, den Hahn
uns zum Best.

Fällt neidisch uns an auch die ganze Welt,
Sie lernt uns schon kennen, der Angriff zertheilt
Und der Friede strahlt auf, von Sonnen gezogen!

Dann stemm ich die Spitze von meinem Schwert
Fest auf den häuslichen Feuerherd,
Umfaße den Griff mit der einen Hand
Und trockne das Blut von Rill und Rand
Und schleiß es, geduldig zu neuem Tanz,
Doch heute bedeckt es ein Eichenkranz.“

Den Hahn und den Bären! Mögest Du, Detslev von Eiliencron, ein Prophet gewesen sein!



„Und die Haubizgen brummen“.

Ein Landwehrlied.

Der Kuffe hebt die Mörderhand,
An Blut gewohnt, gewohnt an Brand
Und Tücke sondergleichen.
Von Westen kommt es dumpf und schwer,
Allüberall ist um uns her
Kur Haß und Bier und Reuchen.

Mit Hinterlist und schlimmem Wahn,
Es hämmern sie gen Deutschland an
Und wollen es verderben.
So zahlreich wie am Meer der Sand,
Wie Mückenwärme überm Land;
Davon soll Deutschland sterben.

Wir reichen Weid und Kind die Hand —
Dann fügen wir fürs Vaterland
Ein Lied von Blut und Eisen.
Gerechter Hergott steh' uns bei,
Wir wollen, unsrer Heimat treu,
Die deutsche Kraft beweisen.

Voll deutschen Jorns steigt himmelan
Der Trommeln gellend Kattaplann
Und die Haubizgen brummen:
„Der Kaiser ruft, der letzte Mann,
Der allerletzte Mann tritt an.
Hei! Laßt sie kummen, kummen.“

Wir reichen Weid und Kind die Hand —
Dann soll uns nur das Vaterland,
Kein Tod und Teufel kümmern.
Dann wollen wir Franzosentand
Und Kuffenreich und Engelland
Zertrümmern, ja zertrümmern.
Zertrümmern!

Hugust 1914.

Hugo Vogt.